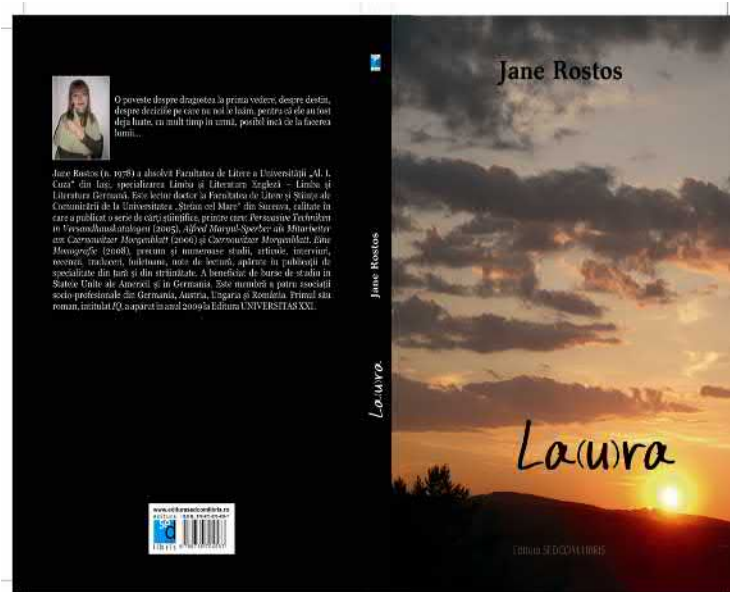


Jane Rostos: La(u)ra

Editura SEDCOM LIBRIS, Iași, Romania, 2012, ISBN: 978-973-670-456-7



Der Roman ist auch als e-book, mit einer kurzen Darstellung auf Englisch unter www.dibido.eu erschienen.

Am Abend des 6. September verlässt Lara auf ihrer Fahrt durch Texas den Highway und verbringt die Nacht in der Stadt New Life. Sie betritt das einzige Restaurant und – durch Zufall oder auch nicht – scheint sie, obwohl sie hunderte Kilometer zurückgelegt hat, hier jedermann bekannt zu sein. In ihrer Verwirrung darüber versucht Lara, ihr bisheriges Leben zu analysieren: sie vertraut ihre Gedanken – mit Humor, Selbstironie und einem Quentchen Zynismus - einem Tagebuch an.

Auszug

Er kam aber HEUTE.

Das Restaurant war schon beinahe leer. Fast alle Leute, die bei uns zu Mittag gegessen hatten, waren gegangen, einschließlich der Arbeiter. Ich hatte sogar Zeit gehabt, aufzuräumen und mir einen Tee zu machen und mich an einen Tisch zu setzen, wo ich geduldig & resigniert darauf wartete, dass auch die letzten Trödler mit dem Essen fertig würden.

Und, als ich da saß und von der Unsterblichkeit der Seele und einer besseren Welt träumte (oder, von was immer ich um die Zeit hätte träumen können), hörte ich das Türglöckchen und hob den Kopf zu sehen – nicht, wer kam, sondern – ob nicht der gekommen war, den ich sehen wollte.

Und – ja, er war's ...

(Es scheint mir unglaublich wunderbar und ~~ungl~~ beinahe unglaublich, dass wir uns immer im

weder früher noch später sondern im richtigen Augenblick begegnen ...)

Bevor ich es fertig brachte aufzustehen, näherte er sich mir und blieb bei mir stehen und sagte, „Hallo, Lara.“

„Hallo, Dylan. Ich erwartete dich.“

Er lächelte kurz. „Ohne Musik, diesmal?“

„Ohne Musik. Wie wäre es denn, wenn du ein Lied aussuchen würdest?“

Er dachte ein bisschen darüber nach, dann entschied er, „Nein, lieber nicht.“ Stattdessen setzte er sich, schaute in mein Kännchen und fragte, „Bringst du mir auch einen Tee?“

Ich sprang sofort auf. „Was für einen?“

„Was immer du willst. Den gleichen.“

„Sofort.“ Ich weiß nicht, wie ich so schnell in der Küche ankommen konnte, wo S&R dicht hinter der Tür standen und sich die ganze Szene mit großem Interesse anschauten. „Kännchen Tee“, sagte ich ihnen. „Grün mit Kaktus.“

„Sofort“, lächelte S. „Geh nur. Ich bring's ihm.“

Ich ging in der Hoffnung, dass er in der Zwischenzeit doch ein Lied ausgewählt hatte. Aber – nein. Er saß noch am Tisch und analysierte etwas auf dem Bildschirm seines Handys. Als ich mich setzte, zeigte er mir, was das war: Fotos aus Aspen. Fotos von ihm, von D&V, von den Kindern. Fotos ohne Leigha.

„Schön“, sagte ich.

„Ja. Und schau, das da ist für dich.“ Und er zeigte mir eine kleine Geschenktüte, die ich WEISS GOTT bis dahin nicht bemerkt hatte. Darin waren eine (vermutlich teure) Pralinschachtel und ein Schlüsselring.

„Danke! Auch Alex hat mir was gebracht. Einen Schal.“

„Gefällt er dir?“

„Ja, er gefällt mir sehr.“

„Und hat Alex dir auch gesagt, wer ihm beim Auswählen geholfen hat?“

„Nein. Ich hab angenommen, es war Vivian.“

Er lacht, leise, schön. „Ja, genau, V. war's“, sagt er in einem Ton, der dazu dient, genau das Gegenteil zu suggerieren. Da möchte ich wieder aufspringen und ihn küssen, aber in dem Moment erscheint die S., mit seinem Tee und mit einem zweiten, für mich. Sie stellt die Kännchen vorsichtig auf den Tisch, und er tut was Unerwartetes: Er steht auf und umarmt sie. „Hallo, S.“

Die beiden kann ich nur mit großen Augen betrachten. Mit sehr großen Augen.

„Hallo, mein Lieber“, sagt sie, anscheinend gar nicht überrascht. „Sag mal, wie geht es dir denn so? Man sieht dich ganz selten, in letzter Zeit.“

„Ja, ich weiß“, gibt er mit einem schuldbewussten Lächeln zu und setzt sich wieder. „Die Geschäfte. Und Aspen. Und die Vorbereitungen für Ostern.“

„Ja, aber trotzdem“, meint S., dann bemerkt sie, dass ein Tisch gerade frei wird und fügt hinzu, wie das letzte Mal auch, „Na, ich geh schon.“ Und sie geht.

Ich bin über meine Überraschung noch nicht hinweg, oder das ist es wenigstens, was er in meinem Gesicht liest, denn er lächelt und fragt mich: „Was ist denn los?“

Ich schüttele den Kopf und verberge mein Gesicht hinter dem Kännchen. „Ich – ich weiß nicht“, antworte ich; oder, besser gesagt, ich antworte nicht.

„Bist du müde?“

„Müde? Nein. Nicht sehr. Warum? Sehe ich müde aus?“

„Ja.“

Wenn er mir das sagt, dann sehe ich wahrscheinlich furchtbar aus. Aber, nein, ich werde mich nicht beklagen. „Um 10 Uhr abends solltest du schauen, wie gut ich da aussehe.“

„Nein, ich glaub nicht, dass ich dann schauen werde. Ich kann nicht so lange bleiben“, antwortet er allen Ernstes.

Mich schmerzt doch seine Antwort. Nicht, dass ich erwartet hätte, dass er so lange bleiben würde, aber er hätte das auch nicht so deutlich sagen müssen. „Ich weiß“, seufze ich, und meine Stimme klingt ein bisschen trauriger, als ich beabsichtigte.

Er nimmt einen Schluck Tee, lehnt sich zurück und spricht: „Sag mir.“

Im folgenden Augenblick gehen mir Dutzende und Hunderte und Tausende von Gedanken durch den Kopf, die ich ihm alle mitteilen möchte. Aber ich weiß gar nicht, was ich daraus

auswählen sollte, sodass ich ihn nur fragen kann: „Was willst du, dass ich dir sage?“

„Was willst du mir sagen?“ fragt er zurück.

„Hast du Zeit? Ein paar Tage? Oder ein paar Wochen?“ Es war eine riskante Frage, aber sie scheint ihn doch nicht gestört zu haben.

„Sag mir vorerst, warum du müde bist.“ Er hat das Wort vorerst betont.

„Ich weiß nicht. Die Frühjahrsmüdigkeit?“ schlage ich vor, und dann realisiere ich, dass ich nichts zu gewinnen hätte, wenn er den Eindruck gewänne, dass ich die Stadt New Life, das Restaurant, die Arbeit satt habe. Sodass ich ihm in wenigen Worten alles sage: über die Großeltern, über die Baustelle, über die Fahrten ins Lowe's, über die Arbeiter, über das Tagesmenü, über die neuen Gerichte, die wir durchzusetzen versuchen, über die Tatsache, dass meine einzigen „Ausflüge ins Freie“ die Gänge zu der Baustelle und zurück sind; ich bestehe immer noch drauf, hin und zurück zu Fuß zu gehen.

„Warum kommst du nicht zum Hotel?“ fragt er, als er sieht, dass ich fertig bin. „Nimm dir doch einen Tag frei und komm!“

Es ist genau das, was ich mir wünsche, und ich versuche, ihm das mit meinen Augen, mit meinem ganzen Gesicht zu sagen, denn mit Worten sage ich ihm nur, „Nein, ich kann nicht. Es ist mir zu weit. Ich hab keine Zeit. Und ich hab keinen guten Grund, dorthin zu kommen. Ich bräuchte doch einen guten Grund, um hinzugehen.“

„Ah, das war's?! Du hast keinen Grund? Da gebe ich dir gleich einen Grund: Das wäre ja ein Ausflug ins Freie.“

Ja, aber das ist trotzdem kein Grund, nicht für mich, nicht wenn die Rede davon ist, dorthin zu gehen, sage ich mir und ihm in Gedanken, enttäuscht. Dann laut: „Ja, ich weiß, aber, nein ... Ich kann nicht.“

„Glaubst du, die S. würde dir nicht freigeben? Willst du, dass ich mit ihr rede?“

„Nein, Dylan, nicht S. ist das Problem. Das Problem ist, dass ich nicht will, dass Leigha was erfährt.“ Und ich erzähle ihm, ohne Einzelheiten, von meinem letzten Treffen mit ihr.

Und er macht kein grimmiges Gesicht. Oder wenigstens sieht er nicht so grimmig aus, wie ich befürchtete. „Und was hast du ihr geantwortet?“ fragt er.

Erst jetzt realisiere ich, was ich getan habe: Ich bin ganz aus eigenem Antrieb in ein Minenfeld getreten, wo es auch noch Treibsand und bodenlose Gruben gibt, und von wo mich nichts und niemand retten könnte. „Was habe ich ihr – wann – geantwortet?“ frage ich überflüssigerweise, nur um meine Agonie zu verlängern.

„Als sie dich fragte, ob du mich liebst,“ erwidert er erbarmungslos und betrachtet mich aufmerksamer als je zuvor.

„Ich hab ihr die Wahrheit gesagt.“

„Davon bin ich überzeugt.“ Er lächelt, und es ist fast ein böses Lächeln. „Und möchtest du mir die unter Umständen auch sagen?“ Ich versuche, so gut ich kann, seinen Blick zu vermeiden, und ich schüttele den Kopf mit einer Entschlossenheit, die ich eigentlich gar nicht empfinde: Nein, das möchte ich nicht tun. „Bitte!“

Ich hebe den Kopf, und wir blicken einander ins Gesicht. Ich kann nicht erraten, woran er denkt, was er erwartet zu hören, was er für mich empfindet. Ich kann einfach nicht denken. Mein Gedächtnis funktioniert trotzdem noch, sodass mir nichts anderes übrig bleibt, als die Augen zu schließen und im Flüsterton, nur für mich und für ihn, aufzusagen: „Ich sagte ihr, dass, wenn ich das Recht hätte, dich zu lieben, ich dich so lieben würde, wie du noch nie geliebt worden bist: weder mit dem Überschwang und mit der Naivität einer Frau von 20 Jahren, noch mit der Angst und mit dem Überdruß einer Frau von 40 Jahren, sondern mit der Weisheit und mit der Wärme einer Frau von 30 Jahren.“

„Und was hat sie dir geantwortet?“ flüstert er zurück.

Ich öffne die Augen und begegne noch einmal seinem Blick. Und wieder kann ich in seinen Augen nichts lesen. Und das erschrickt mich. „Nichts. Sie antwortete nichts. In diesem Augenblick hat sie aufgehört, mit mir zu sprechen.“

„Ja, ich verstehe“, flüstert er wie für sich selbst, dann trinkt er seinen Tee aus, während ich langsam aus dem Treibsand zurückkrieche und voller Angst realisiere, dass sein Gesicht tatsächlich jeglichen Ausdruck verloren hat. Er nimmt einen Geldschein aus der Hosentasche heraus, faltet ihn sorgfältig zusammen, schiebt ihn unter das Kännchen und sagt, „Danke für den Tee. Auf Wiedersehen.“ Er steht auf.

Für den Tee?! Er dankt mir FÜR DEN TEE?!

Auch ich stehe auf. Wie im Traum stehe ich auf und gehe ihm nach. „Dylan,“ flüstere ich so leise, dass ich es selber kaum hören kann. „Dylan,“ wiederhole ich lauter, und diesmal hört er mich auch.

Er bleibt stehen. Er dreht sich um. Er vermeidet meinen Blick. „Ja?“

„Du brauchst mir nicht für den Tee zu danken. Nicht ich hab ihn dir gebracht. Serena brachte ihn dir.“

Er zuckt mit den Schultern. „Stimmt. Bitte sag ihr Danke.“ Er geht weiter, erreicht die Tür, öffnet sie, tritt hinaus.

Im darauf folgenden Augenblick trete auch ich hinaus. Mir ist egal, was er mir sagen wird, was er tun wird, was er nicht tun wird, was noch geschehen wird, wer uns sehen wird. ICH HABE NICHTS MEHR ZU VERLIEREN. „Dylan.“

Er bleibt eine Stufe tiefer als ich stehen. Er dreht sich um. Wenn es Nacht wäre, würden seine Augen die ganze Straße beleuchten. „Ja, Lara.“

„Ich habe dich auch nicht vermisst.“

Es ist, als ob er eine Porzellanmaske getragen hätte, die plötzlich in 100 Scherben zerspringt, und die Scherben fallen, unsichtbar, vor unsere Füße herunter, während auf seinem wahren Gesicht ein Lächeln erscheint – das gute, warme Lächeln, in das ich mich schon am ersten Tag verliebt hatte. „Ich weiß,“ sagt er. Dann, ohne mir Zeit zu lassen, darüber nachzudenken, nimmt er mein Gesicht in die Hände und küsst mich ... dort, auf der Treppe, auf offener Straße, im grellen Tageslicht ... und am Ende flüstert er mir nur, „Auf Wiedersehen.“ Aber ich weiß, dass er diesmal aufrichtig gesprochen hat.

Ich blieb da auf der Treppe stehen, bis sein Auto um die Ecke bog, dann trat ich ins Restaurant hinein und ließ mich auf den ersten Stuhl vom ersten Tisch fallen, der mir im Weg stand. Ich stützte meine Arme auf den Tisch und verbarg mein Gesicht in den Händen und weinte bitterlicher als je zuvor, weder lauthals noch hysterisch, sondern einfach sehr heftig, beruhigend, erlösend – bis es mir schien, dass ich Musik hörte; dann war ich mir sicher, dass ich Musik hörte, und dann erkannte ich die Stimme von Reba McEntire, die ich so gern habe, und sie sang, „But seeing you across the room tonight just gives me away ...“

Ich hob den Kopf in der absurden Hoffnung, dass ich D. sehen würde, aber ich sah nur die S., die bei mir stand, eine Schachtel Taschentücher in der Hand hielt und mich lächelnd betrachtete ...

*

Gestern fragte sagte S. absolut nichts über Dylan und dessen „Besuch“, und sie fragte mich auch gar nicht danach. Dafür schlug sie mir heute vor, dass „wir beide“ einen Spaziergang zu der Baustelle machen sollten. Ich sagte natürlich sofort zu, denn ich war sehr neugierig zu erfahren, was sie zu sagen / fragen / kommentieren / suggerieren hätte.

Aber sie schien tat einfach so, als ob sie nichts zu sagen hätte, sodass ich endlich selber das Problem anschneiden musste. Sie lächelte und antwortete, „Weißt du, was mich betrifft, gibt es nicht viel zu sagen. Ich wollte dich bloß fragen, ob du endlich verstanden hast, warum er zu deinem Fest nicht gekommen war.“

(Dessen bin ich mir immer noch nicht ganz sicher, aber ich habe in der Zwischenzeit etwas anderes verstanden, und zwar, warum er sie umarmte: um die Auswirkung einer eventuellen Wiederholung dieser Geste zu vermindern – nicht so sehr ihr gegenüber, sondern eher mir gegenüber, oder vielleicht sogar sich selbst gegenüber.)

„Warum?! Weil ich mich wie ein autistisches Kind benehme, immer wenn ich ihn sehe? Ich lache und weine und weiß nicht mehr, wo ich bin und was ich sage?“

„Nein, nicht deswegen, sondern weil es einfach nicht der richtige Augenblick war.“

„Wieso nicht? Nachdem uns die eine Hälfte der Stadt zusammen im Auto gesehen hat, zum ersten Mal, als wir zum Hotel, und zum zweiten Mal, als wir zu seinem Haus fahren, und die andere Hälfte, die uns nicht selber gesehen hatte, sowieso alles von der ersten erfuhr – und nun schien es ihm nicht richtig, dass er zusammen mit seinem Bruder und mit allen ihren Bekannten herkam?!“

„Ja, so ungefähr.“

„Anders gesagt: Er befürchtete, dass ich ihn vor allen Augen in irgendeine peinliche Situation verwickeln würde, oder? Oder – wie?“

„Lara, eins sollst du doch verstehen: Jedes Ding, egal wie klein, vollzieht sich genau dann, wenn es sich vollziehen soll; nicht mal eine einzige Sekunde früher oder später.“

Hm. Kann es sein, dass sie mir die Gedanken von den Augen ablesen kann? Oder, viel schlimmer, dass sie mein Tagebuch gelesen hat? „Ja, das weiß ich.“

„Und dann?“

„Dann sag mir, bitte, was er dir antwortete, als du ihn einludst. Sag mir, wie er die Einladung ablehnte.“

„Genau das sagte er mir: Dass es nicht der richtige Augenblick sei. Und dann fragte ich ihn, ob der richtige Augenblick doch jemals kommen würde. Und da sagte er, Ja. Und ich war mit dieser Antwort zufrieden und bin der Sache nicht weiter nachgegangen.“

„Das heißt, du hast ihm geglaubt.“

„Ja, ich hab ihm geglaubt. Und du solltest ihm auch glauben.“

„Ich versuch's. Aber es ist so schwer. Es fällt mir schwer. Ich muss mir Mühe geben.“

„Das ist sehr gut! So soll es auch sein. Sonst würdest du den Ausgang nicht zu schätzen wissen, wie es sich gehört. Glaub mir, es brach mir das Herz, dich an dem Abend zu sehen, wie du dich quältest, wie du immer wieder zur Tür schautest, wie du dich bemühtest, fröhlich zu scheinen, obwohl du eigentlich am liebsten geweint hättest. Aber ich wusste, und davon sollst du auch überzeugt sein, dass alles, alle schwierige Momente, alle Tage, die dir vielleicht verloren scheinen, all das gehört zu einem sehr ausführlichen, sehr einheitlichen und sehr gut durchdachten Plan, den du nicht imstande bist, zu ändern oder zu ignorieren oder abzulehnen. Weißt du, was mir der Bruder Dan vor mehr als einem Jahr sagte, gleich nachdem Laura verschwunden war? – Das sagte er mir: Versuche, kein Felsen im Wasser zu sein; versuche, nur ein Blatt auf dem Wasser zu sein.“

Nur ein Blatt auf dem Wasser. Ich weiß nicht, warum sie mir das gesagt hat. Scheint es ihr etwa, dass ich mit meinem Schicksal hadere? Oder wusste sie einfach nicht, was sie mir noch hätte sagen können? Oder vielleicht hadere ich doch mit dem Schicksal – Tatsache ist, dass, als Dylan mir sagte, dass mich niemand davon abhalten kann, zum Hotel zu fahren, ich keine bessere Antwort finden konnte, als: Nein, nein, Gott behüte, wieso, ich hab ja keine Zeit und, vor allen Dingen, keinen Grund, dorthin zu fahren ... Gott im Himmel!!!! Keinen Grund ...

Ich muss rational und gefasst sein. Und gedul stark. Und ich muss Geduld haben. Er sagte mir „Auf Wiedersehen“. Was schon etwas bedeuten mag, obwohl er mir nicht gesagt hat, dass er an einem bestimmten Tag, zu einer bestimmten Uhrzeit zurückkehren würde, und dass ich bereit sein sollte, denn er kommt auf dem weißen (grünen?) Pferd geritten – das er sowieso nicht hat, aber vielleicht wird er es sich bis dann doch verschaffen ...

Naja. Das Ende vom Lied. Vorläufig, wenigstens. Wahrscheinlich wird es wieder 2 Monate oder so dauern, bis wir uns wiedersehen. Außer wenn wir uns wieder im Walmart begegnen. Oder wenn ich eines schönen Tages einen Anfall von Wahnsinn habe und in mein Auto einsteige und hinfahre – was ich doch nicht so sehr glaube. Aber es ist jedenfalls wohl möglich ...

... weil nichts unmöglich ist. Denke ich. Hoffe ich.